

den Diskurs dürfte wohl darin bestehen, *Rüsen*s Auffassungen an in bestimmten Diskursmilieus vertraute Sprachspiele anzuschließen bzw. derlei Traditionen stärker im eigenen Diskurs Raum zu geben. Der Rezensent vermutet, daß *Rüsen* hiermit eher ein argumentativ noch zu stützendes Themenfeld aufschließt und durch Rekurs auf den reflektierten Mystizismus Benjamins und wohl auch Kantorowicz' Forschungslücken für sein Anliegen aufzeigt. Daß er im Folgenden seine Bemerkungen „Zur historischen Anthropologie des intergenerationellen Zusammenhangs“ mit mystischen Vorstellungen des „corpus mysticum Christi“, archaischen Ethnos-Konstrukten, Volksgeist-Metaphern und Erinnerungsgemeinschaft eher assoziativ in Verbindung bringt, scheint meinen Verdacht zu stützen. Ebenso der Rekurs auf die in der Historik m. E. zu Unrecht wenig rezipierte Psychoanalyse. (S. 73-78).

Etwas unvermittelt geht *Rüsen* dann über zu methodischen Konsequenzen, indem er zunächst den scheinbar ethikfreien Objektivitätsanspruch und den radikalen Konstruktivismus im Gefolge der linguistischen Wende als zwei Möglichkeiten, historisches Denken verantwortungslos zu machen, disqualifiziert (S. 81-82) und anschließend Verantwortung durch methodische Interpretation im Sinne der Hermeneutik fordert: „Im Akt des Verstehens selber realisiert sich zeitliche Intersubjektivität und verwirklicht sich Verantwortung“. (S. 84), wobei historische Darstellung in das Verständnis von Methode gemäß intersubjektiv gültigen Regeln einschließlich der Rhetorik zu integrieren sei (S. 86). – Auch hier bleibt *Rüsen* abstrakt und verzichtet darauf, seine Überlegungen zu exemplifizieren. So

bleibt im Konkreten unklar, inwieweit sein methodischer Ansatz über klassische hermeneutische Ansprüche an Historiker hinausgeht. Dieses Defizit liegt eventuell darin, daß *Rüsen* zwar zu Recht die Zukunftsdimension von Geschichtsbewußtsein und damit zwangsläufig ethische Aspekte in den Blick nimmt, aber sich mit Ethik und Zukunft hier nicht weiter beschäftigt. An dieser Stelle besteht die Hoffnung, daß eine größere Konkretion nicht nur einen didaktischen Wert hat, sondern auch die diskursive Absicherung der bisher in Benjaminscher Sprache gefaßten Denkspielräume substantiell verbessert.

Weiterführende Denkspielräume hat *Rüsen* in dem Bändchen auf jeden Fall eröffnet. Hierin liegt eine Chance für Diskussionen zwischen den getrennten Milieus von Fachwissenschaft, fachdidaktischer Theorie, publizistischem Geschichtsdiskurs sowie praktischer Geschichtsvermittlung innerhalb und außerhalb von Schule.

Friedemann Scriba

Louise J. Ravelli und Robert A. Ellis (Hrsg.): Analysing Academic Writing: Contextualized Frameworks, London/New York: Continuum 2004, 279 S.

Von der ersten Hausarbeit oder vom ersten Laborbericht bis hin zur Abschlußarbeit reicht das Material, dem sich die Autoren des Bandes widmen, um die wissenschaftliche Schreibpraxis von Studenten zu untersuchen. Ihr erklärtes Ziel ist einerseits, das wissenschaftliche Textgenre theoretisch und praktisch zu erfassen. Andererseits wollen die Autoren Sprachlehrern und Studenten nützliche Einsichten zur Ge-

staltung wissenschaftlicher Texte in die Hand geben. Dafür bieten die Autoren Praxis basierte Textanalysen, die aber in einen stark soziolinguistischen bzw. konstruktivistischen Theorierahmen eingebunden sind, so daß es sich bei diesem Band eher um einen gediegenen Forschungsbeitrag in der angewandten Sprachwissenschaft handelt als um einen praktischen Ratgeber. Der theoretische Fokus als gemeinsamer Nenner aller Artikel liegt auf der Beziehung von wissenschaftlichem Text und universitärem Kontext, aus der sich sprachliche Genremerkmale ableiten. Inhaltlich lassen sich die Beiträge in drei Gruppen einteilen, wobei sich der erste Teil auf die Konstruktion von Autorenrollen konzentriert und der zweite Teil auf den Bau von Argumentationen. Der dritte Teil beschäftigt sich vorwiegend mit pädagogischen Inhalten. Praktisch zeichnen sich die Untersuchungen durch eine Vielfalt an Textbeispielen aus. Sie berücksichtigen neben unterschiedlichen Lernniveaus verschiedene Disziplinen und deren spezifischen Textanforderungen, die sowohl vor einem mono- als auch bilingualen Sprachhintergrund (Englisch als Mutter- und Zweitsprache sowie Deutsch/Englisch und Chinesisch/Englisch) betrachtet werden. Theorie, Methode, Analyse und Auswertung werden in jedem Artikel schrittweise diskutiert und sollten nicht der technische Charakter der Ausführungen und die sprachwissenschaftliche Terminologie eine Hürde sein, können die hierbei gewonnenen Erkenntnisse sicherlich das Bewußtsein für Schreibprozesse schärfen. Doch allein die soziolinguistische bzw. konstruktivistische Beschreibung spezifischer Texte stellt kaum eine für den sprachwissenschaft-

lichen Laien konkrete Hilfe dar. Wie Studenten nunmehr schreiben bzw. wie Sprachlehrer dieselben darauf vorbereiten sollen bleibt nahezu offen, wenn einem nicht gerade die Kritik an bisherigen Lehr- und Diskurspraktiken Antwort genug ist, um eine moderne wissenschaftliche Schreibpraxis zu meistern.

Immerhin können Studenten, die vielleicht momentan selbst mit dem Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit, vorzugsweise auf Englisch, beschäftigt sind, von den Fallbeispielen lernen. Vergleiche zwischen gut und schlecht benoteten Texten, zwischen Texten von Anfängern und Experten sowie zwischen Texten verschiedener Disziplinen verweisen auf Stärken und Schwächen, die zeigen, wo man eigene Schreibpraktiken verbessern kann. Um Leser für die eigenen Standpunkte zu gewinnen werden spezifische Merkmale und Strukturen wissenschaftlicher Texte erarbeitet, nach denen Argumentationen und Autorenrollen überzeugend aufgebaut werden können. Hierbei steht vor allem die Idee vom wissenschaftlichen Text als Dialog zwischen Autor und Publikum im Vordergrund. Diese Perspektive erlaubt es, persönliche Einstellungen und Wertungen bei Texten mit gleichzeitig hohem Objektivitätsanspruch zu erkennen sowie selber gezielt zu verwirklichen. Es wird gezeigt, wie Autoren über Verb- und Nominalstrukturen, über so genannte grammatische Metaphern oder über die rhetorische Gestaltung von Satzanfängen sowohl Textinhalte gliedern als auch auf Leser Bezug nehmen können. Eine sprachvergleichende Analyse von Texten chinesischer Studenten deckt insbesondere muttersprachliche Interferenzen auf, die es

Nicht-Muttersprachlern schwer macht, die für wissenschaftliche Texte so typisch abstrakten Bedeutungen adressaten- und genregerecht zu rekonstruieren. Dieses Problem, das ebenso Muttersprachler haben, schließt die Herausforderung ein, Argumentationsschritte sprachlich zu verwirklichen. Hierbei machen Vergleiche von Texten, die Louise Ravelli aus den Fächern Geschichte und BWL wählt, deutlich, daß Disziplinen generell unterschiedliche Argumentationsmuster favorisieren und sich daher in der Wahl und dem Einsatz ihrer rhetorischen Mittel unterscheiden.

Aus einer weiteren Analyse von englischen Texten, die im Rahmen des Sprachtests IELTS verfaßt wurden, gehen die Schwierigkeiten für Nicht-Muttersprachler hervor, Sprachstrukturen zu verwenden, die auf geeignete Weise zwischen dem Objektivitätsanspruch des Textgenres und der in Kritik und Bewertung hörbar werdenden Autorenstimme vermitteln bzw. letztere objektiv erscheinen lassen. Es werden daher Textstrategien analysiert, mittels derer Studenten wissenschaftlich souveräne Autorenrollen konstruieren können. Interessanterweise unterscheiden sich Texte wie Klausurarbeiten und Hausarbeiten nachweislich in der Konstruktion von Autorenrollen, weil sie sich, so die Autorin *Starfield*, auf ein unterschiedliches „Lehrer-Schüler-Verhältnis“ beziehen. Die durch den Kontext bestimmten Rollen folgen verschiedenen Textkonventionen. Leider kristallisiert die Autorin aus ihren soziolinguistischen Beobachtungen aber nicht heraus, um welche Konventionen in Sprache und Textgestaltung es sich dabei genau handelt. Zumindest wird

im folgenden Artikel an einem äußerst spezifischen Fall, nämlich den Abschlußarbeiten im Fach *Art and Design* an einer technischen Hochschule in Neuseeland, deutlich gemacht, daß sich das Wissen um Textkonventionen vor allem aus dem soziokulturellen Kontext ergibt. Die Textproduktion wird hierbei in starkem Maße in Abhängigkeit zum Ziel und Zweck der Arbeit, zur Beziehung zwischen Autor und Leser sowie zu den Erwartungen der wissenschaftlichen Gemeinschaft betrachtet. Gerade letzteres Kriterium läßt Grenzen interdisziplinärer Arbeiten erkennen, in denen die Autoren unterschiedlichen Normen der wissenschaftlichen Darlegung gerecht werden müssen und wenn möglich, fachspezifische Textkonventionen nunmehr vereinen müssen, um von einem heterogenen Fachpublikum gleichermaßen als Experten anerkannt zu werden.

In Bezug auf die Sprachlehre bemerken die Autoren des Bandes zunächst einmal, daß Grammatik und Syntax nicht mehr nur als Sprachregeln vermittelt werden sollten, die man richtig oder falsch anwendet, sondern als inhaltliche und argumentative Bedeutungsträger, die strategisch einzusetzen sind, um der Rhetorik des wissenschaftlichen Textgenres gerecht zu werden. Diese am Genre orientierte Sprachvermittlung und das Erlernen von spezifischen Schreibstrategien finden dann für einige Autoren ihre sinnvolle Unterstützung im Computerbasierten Unterricht. Hier zeigt sich, daß durch Computerbasierte Aufgaben Textstrukturen besser aufgedeckt und rekonstruiert werden können, so daß sich Studenten eher der Genrekonventionen bewußt werden. Darüber hinaus können Studenten an ihrer Schreibpra-

xis eigenständiger arbeiten und Lehrer die Lernprozesse ihrer Studenten verfolgen. Doch allein die Technologie garantiert noch keinen Lernerfolg. Es zeigt sich, daß trotz des Einsatzes interessanter Schreiblernprogramme die *face-to-face* Interaktion zwischen Lehrern und Studenten äußerst wichtig für den Lernerfolg bleibt, gerade wenn Sprach-, Fach- und Computerwissen gleichzeitig vermittelt werden müssen, was nach Meinung der Autoren die Kommunikation im Unterricht stark verändert.

Nadine Jänicke

Daniela Münkel, Jutta Schwarzkopf (Hrsg.): Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert, VERLAG, Frankfurt am Main/New York 2004, 382 S.

Festschriften können gleichsam als Märchenbücher für Wissenschaftler und Doktoranden gehandelt werden: Jeder kann sich seine Geschichte auswählen, keiner will wirklich alle Beiträge lesen. Diese Einschätzung trifft auch für die vorliegende Festschrift für die Historikerin Adelheid von Saldern zu. Sie spiegelt in den Beiträgen das weite Spektrum der Forschungsfelder der an der Universität Hannover lehrenden Wissenschaftlerin, die soll „Ausweis der Vielfalt und Aktualität [Adelheid von Salderns] Forschungsinteressen“ sein.

Geschichte als Experiment, diesen Titel verstehen die Herausgeberinnen in der Einleitung als Provokation, aber was ist Geschichte sonst? Ist Historiographie nicht per se experimentell und auch immer nur ein Versuch, indem sie

durch Erzählen Fragen aufwirft, die von dieser oder jener Seite beleuchtet werden?

Die vorliegende Festschrift widmet sich in 31 meist sehr kurzen Beiträgen vorwiegend aus sozialhistorischer Perspektive u. a. Themen zu Stadtgeschichte, Frauengeschichte, Geschichte des Wohnens, Ereignisgeschichte, Mediengeschichte, Parteiengeschichte, Mentalitätsgeschichte, wobei der Stadtgeschichte besondere Beachtung zukommt.

Die erste und mit insgesamt acht Beiträgen längste Sektion („Politik – Kultur – Öffentlichkeit“) läßt sich nur schwer einem analytischen Prinzip zuordnen. Man mag sie am ehesten unter dem Gesichtspunkt der Analyse von Beziehungen zwischen Akteuren bzw. Akteursgruppen fassen. Unter diesem Aspekt zeigt *Helga Grebing* die Ursachen der nicht überwundenen Distanz der linken Intellektuellen zur Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, indem sie eine Typologie des „Intellektuellen“ vorschlägt und zu dem Schluß kommt, daß Intellektuelle, mögen sie auch noch so links sein, immer das Bürgerliche in sich tragen. *Inge Marszolek* analysiert das disparate Verhältnis der Nationalsozialisten zu Amerika: Das Bedürfnis nach einer nationalen Identität wurde einerseits durch die vehemente Verunglimpfung amerikanischer Modernisierungsstrategien befriedigt, andererseits bedienten sich die Nationalsozialisten der Bilder aus Amerika, die je nach Bedarf und politischer Lage umgedeutet, mit anderen Bildern verknüpft oder mit neuen Konturen verändert wurden. Mit der Beziehung zwischen Carl Schmitt und Ernst Fraenkel und damit mit der kontroversen Frage nach staatlicher Autorität